

Verlag Bibliothek der Provinz

Peter Pressnitz

HALBER VATER
GANZER SOHN

*Weshalb ich meinen Vater gefunden
und nie getroffen habe*

Peter Pressnitz

HALBER VATER – GANZER SOHN

*Weshalb ich meinen Vater gefunden
und nie getroffen habe*

*lektoriert von Dr. Erika Sieder
herausgegeben von Richard Pils*

ISBN: 978-3-99126-009-7

© Verlag Bibliothek der Provinz GmbH.

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Coverfoto: Portraitfoto des Vaters

ZukunftsFonds
der Republik Österreich

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Dieser Mann ist gefährlich I	9
Zentralfriedhof, Gruppe 48 B	15
Großvater	20
Dieser Mann ist gefährlich II	28
Die Suche in den Wendezeiten	41
Der Halbbruder	55
Neue Verwandtschaft	67
Vater-Archäologie	72
Über mir steht nur mehr der Dalai Lama	85
Heimsuchung	100
Der Suche letzter Akt	111
Wozu das alles gut war?	117

Die Irren
Und sie schweigen, weil die Scheidewände
weggenommen sind aus ihrem Sinn,
und die Stunden, da man sie verstände,
heben an und gehen hin. (Rainer Maria Rilke)

Wenn ein Kirchgänger während des Gottesdienstes zum Pfarrer geht, ihn am Ärmel zupft, Zettel schreibt, anders ist als das „Kirchenvolk“ und sich verhält, als ob es keine Schranken, keine Scheidewände im Leben gäbe, innerhalb derer man sich bewegt und auch eingrenzt, dann ist dieser un-ver-ständiglich: ein Un-Verstand, den dieses Memoir zu verstehen sucht. Zunächst eröffnet sich dem Sohn durch die erfolglose Suche nach dem Grab des Vaters ein Zugang zur eigenen Leere und Trauer, jedoch noch kein greifbarer Raum für Begegnung. Der emotionale Bezug zum Vater wird erst im Rahmen einer langen Recherche mittels vieler Gespräche, historischer Dokumente, Gerichtsprotokolle und den fantastisch-quasireligiösen Schriften des Vaters aufgebaut.

Im verwirrend anmutenden Dickicht seiner Sprache voll abstrakter Symbole und surrealen Neologismen offenbart sich ein Suchen nach Sinn, ein Suchen nach Nähe, welches sich dem sozialen Umfeld aber kaum verständlich machen kann. Ein Schlüssel zum Verständnis mag hier der Blick auf die Lebensbedingungen in einer Zeit sein, deren Sprache uns heute einen mörderischen Begleitton vermittelt und deren dominierende Ideologie nicht zuletzt im Bereich

der Psychiatrie unendlich viele Tote und Verletzungen zur Folge hatte.

Je mehr sich der Autor bei seiner Recherche der Kindheit nähert, eröffnet sich ihm ein fast sprachloser Raum, in dem Gefühle keinen Ausdruck finden und aus den Lücken neue, kaum beantwortbare Fragen entstehen. Halber Vater, Halbgeschwister, Stiefvater, ein Großvater mit einem tabuisierten Lebensabschnitt sind unsichere männliche Bezugspersonen, die keine vertrauensvolle Nähe erlaubt haben. Daraus erwächst dem Sohn eine starke Verletzlichkeit, aber auch eine erhöhte Sensibilität: inneres Leiden macht empfindlich und offen für seelischen Schmerz, für die Fragen nach dessen Entstehung und Ursachen.

Aus Gutachten, Richtersprüchen, Berichten, Befunden, Gesprächen mit Verwandten und nicht zuletzt den persönlichen Reflexionen des Autors ergibt sich das komplexe Bild eines Menschen und der Vorgangsweisen und Maßnahmen, die ihn einschränken, behandeln, entwürdigen, aber auch unterstützen und freigeben.

Die Nachschau, das Memoir, sucht die Wurzeln, die tief um Steine geschlungen Nahrung für das Leben geben – so ummantelt und umarmt das Lebendige das Versteinerte, um einen neuen Umgang mit dem Leiden zu finden.

Dr. Höld Ewald

Psychiater und Psychotherapeut; März 2021

Dieser Mann ist gefährlich I

Am 25. März 1956 um 10.15 steht Franz Paul im Wiener Neustädter Dom bei einer Säule. Er beobachtet den Pfarrer bei der Sonntagsmesse. Als die Liturgie den Teil, der als Wandlung bekannt ist, erreicht, steuert er zielgerichtet den Altar an. Er zieht den Priester am Ärmel, will ihn von dort wegdrängen. Dabei gelingt es ihm, dem Priester einen Zettel in den Ornat zu stecken. Dann schreitet schon der Mesner ein und drängt seinerseits den Mann weg vom Altar. Der Priester setzt die Messe fort. Der Unbekannte zündet sich eine Zigarette an. Danach beginnt er an den Kirchensäulen Zettel zu plakätieren. Als schlussendlich zwei Polizisten in der Kirche auftauchen, lässt er sich von ihnen widerstandslos abführen. Einen dieser Zettel behält er in der Hand. Er ist billig gedruckt, zeigt ein Kreuz und eine Überschrift: „TUT – MUM / Totenschutz und Totenrecht – Menschenschutz und Menschenrecht.“

Das amtsärztliche Gutachten ist datiert mit 10. April 1956. Es gibt mir erstmals einen Einblick in das Leben meines Vaters. Auf dem Formular zwecks „Feststellung der Eignung von erwachsenen Geisteskranken, Geistesschwachen oder Fallsüchtigen zur Aufnahme in eine Heil- und Pflegeanstalt“ beschreibt der Amtsarzt, dass Franz Paul schon im Februar in einer Kirche infolge sonderbaren Gebarens und des Aufhängens von Plakaten polizeiauffällig wurde. Vom Zivilberuf ist Paul Vertreter für eine Patent-Bügeleisenschnur, die nicht knickt. Doch sei er – wie er dem Amts-

arzt erklärt – tatsächlich ein Repräsentant einer in Berlin ansässigen Organisation TUT – MUM /Totenschutz und Totenrecht – Menschenschutz und Menschenrecht, von Quäkern, Adventisten und der Jehova-Gemeinde geleitet. Menschen, die Franz Paul als Mitglieder dieser Organisation wirbt, würden „mittels freiwilliger Unterstützung Leichenwaschungen vornehmen und Betreuungspersonal bezahlen“. Denn tatsächlich seien Leichname lebende, mit Sinnesorganen ausgestattete Menschen, die allerdings mit Olivenöl gesalbt werden müssten, damit sie nicht verfaulen. Der Mensch habe – so werden die Aussagen des Franz Paul protokolliert – ohnehin mehrere Seelen, doch nur die Leibesseele habe sich zu verantworten.

Laut Protokoll, das bei der ärztlichen Untersuchung des Vorgeführten erstellt wird, zeigen sich keine körperlichen Auffälligkeiten. Infolge des zweifelhaften Geisteszustandes und der begangenen Delikte, wie Religionsstörung, ordnet der Amtsarzt die Einlieferung zwecks Beobachtung in die Psychiatrie an.

Die Psychiatrische Klinik und Beobachtungsstation des Wiener Allgemeinen Krankenhauses diagnostiziert Schizophrenie und weist den Patienten am 13. April in die Heil- und Pflegeanstalt „Gugging“ ein. In der der Diagnose vorangehenden Untersuchung wird Franz Paul vom Arzt als mittelgroß und kräftig, eher pyknischen Typs, beschrieben. Er sei voll orientiert mit einem im Wesentlichen geordneten Gedankenablauf, mit ausgeglichener Stimmungslage, doch rastlos und in der Sprache maniert, vor allem aber völlig krankheitsuneinsichtig. Franz Paul könne sich nicht mit dem römisch-katholischen Religionsdogma identifi-

zieren und daher keinen Priester verstehen, wenn dieser von der Auferstehung des Fleisches spreche, wenn doch die Leichname nur dem Verfaulen preisgegeben würden. Er, als Zeuge Jehovas, als Adventist und als Quäker trete für eine humane Leichenbehandlung mittels Öl ein. Könige, Kaiser, Richter und Fleischer seien aber von dieser Betreuungspflege ausgenommen, da sie als Mörder gelten, obwohl Mörder an sich nicht ausgenommen seien. Ebenso wenig Ärzte, weil diese Leichname nur unbewusst zerstören.

Weiters entnehme ich dem Protokoll: Darin beschreibt mein Vater Franz Paul das Familienleben seiner Kindheit als sehr harmonisch, auch wenn er mit seinem älteren Bruder kaum Kontakt pflege. In der Schule gut, bricht er seine Lehre als Buchbinder ab, um im Ausland Arbeit zu suchen. Er ist dann – als 14-Jähriger! – bei der Marine in Bulgarien und Rumänien als Matrose, teils als Manipulant tätig. Nach seiner Rückkehr 1930, so gibt er an, hält er sich zwei Jahre in einem Kloster auf, um dann wieder nach Rumänien aufzubrechen. 1936 – also im Alter von 21 Jahren – ist er beim Bundesheer. Doch weil er im Krieg die Waffe verweigert, wird er eingesperrt und danach zur Telegrafentruppe versetzt. Nach dem Krieg ist er bis 1948 Presse-Berichterstatte und danach selbstständig. Bei einer von der Gendarmerie verlangten Ausweisleistung schlägt er den Beamten, weil jener ein ungehöriges Benehmen an den Tag gelegt habe, am 1. März 1954 mit einem Scheit auf den Kopf. Dafür wird er acht Monate eingesperrt. Kurz danach geht er in eine sowjetische Kommandantur und verlangt, man solle ihm das Sowjetparadies zeigen. Denn von Vorträgen allein habe er nichts. Er wird von den Russen der Gendarmerie

übergeben und von dieser in eine psychiatrische Anstalt gebracht. Dort beleidigt er den Chefarzt und bekommt daraufhin einen Elektroschock.

Einige Tage später kommt er erneut in die Psychiatrie, weil er während der Wandlung in einer Messe mit einem Mesner in Streit gekommen ist.

Gegen Ende der Untersuchung zu seinen persönlichen Verhältnissen befragt, gibt mein Vater an: Geheiratet habe er am 14. Juni 1938, doch wegen der Untreue der Frau habe er sich 1943 scheiden lassen. Franz Paul erwähnt, dass er später außer einer „unbedeutenden Braut“ keine Frauenbekanntschaften gehabt habe.

Damit könnte er meine Mutter gemeint haben, mit der er eine Zeitlang bis etwa zu meiner Geburt im Jahr 1953 zusammengelebt hat, zuerst in der Steiermark und dann in Linz.

Am 16. Mai 1956 entlässt die Direktion der niederösterreichischen Heil- und Pflegeanstalt „Gugging“ Franz Paul mit der Diagnose „Psychopathie mit religiös überwertigen Ideen“, jedoch als gebessert. Der Patient äußere unrealistische Ideen pseudoreligiösen Inhalts. Doch in Belangen der praktischen Lebensführung sei er ausreichend orientiert und gut angepasst. Diagnostisch handle es sich bei seinem Leiden nicht um eine Paranoia bzw. Schizophrenie, weil ein „prozesshafter Charakter der Geistesstörung“ nicht vorliege und die absolute Uneinsichtigkeit des Patienten fehle. Er verfüge über die Einsicht, dass er mit seinen Gedanken auffällig wird und dieses Verhalten zu seinem Schaden führt. Es wird angewiesen, diese Ideen zu verbergen. Die psychiatrische Anstalt nimmt an, dass es dem Patienten gelingen wird,

sich unauffällig zu verhalten und sich sozial anzupassen. Die Anstaltsleitung befindet, dass der Patient, solange sozial tragbar, nach seiner Entlassung „von Amts wegen unbeachtet gelassen“ werden soll. Doch vor der Entlassung, führt der Bericht schlussendlich aus, wird der Patient zur „Umstimmung“ und „Auflockerung für die psychotherapeutische Behandlung“ mit drei Elektroschocks vorbehandelt.

M
M u M
M

Menschenschutz und Menschenrechte
Mütterrechte und Männerschutz

Abendnotgebet.

Im Namen
der
All-Mutter Maria
des Verkünders
Jesus Christus

bitte ich um die Gebung der Erkenntnis, daß ich mein wahres „ich“ in meiner wahren Seele und in meinem wahren Geiste erkenne, um allen Gefahren des Ablebens durch die Schaffung und Auslösung von Tötungs-, Mord- und Kriegsmaterialien in den Herstellungen und Fabrikationen von Atom-, Wasserstoff-, Uran-, Napalm- und Bakterien-Bomben aller Arten begegnen zu können.

Liebe Allmutter
sei Mittlerin und Fürsprecherin
zum alleinigen
SCHAFFUNGS
Planetariums
Wesens
G O T T E S

gebe mir in Erbarmen die Fürsprache zu gütigen Aufnahmen der Seelen mit deren Geisten der getöteten und gemordeten Wa-erden-Allen-schen der Wassern und der Erden!

„Ich bekenne das 1. Gebot GOTTES — ich soll nicht töten!“

Mögen mich Erdbeben, Wassermassen, Verwüstungen, Kriege vor dem sicheren Ableben bewahren, dann sei stille mein Gebet in dieser sogenannten Erkenntnis zu dir, daß die von „sogenannten Menschen-Geisten“ erzeugten Atom-, Wasserstoff-, Uran-, Napalm- u. Bakterien-Bomben von den „Herstellern“ niemals mehr dem Ursprunge rückgeführt werden können!

Stunde absterbens amen?!?!

Warum erfüllen die „Menschen“ nicht das 1. Gebot Gottes:

„Ich soll nicht töten!
ich soll nicht morden!“

Liebe Allmutter Maria!

Wieviele Seelen in meiner Brust wohnen mögen, wieviele Geisten sich zu meinem Geiste zählen mögen, gebe mir wie allen „Menschen guten Willens“ auf diesem Erden-Planeteten die Kraft der Erleuchtung, in den Gefahren der Stunden eines sogenannten 3. Weltkrieges!

Im Namen
der
All-Mutter
Jesus Christus

Hände weg von Tötungs- und Mordwaffen!

Gegen Vivisektionen!
Völker, All-Menschen, aller Seelen mit ihren Geisten, der Wassern u. der Erden, vereinigt euch!

Gegen Obduktionen!

„gegrüßet seiest du Maria voll der Freuden, das Leben ist mit dir..“

Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn —
In Freuden und Freuden ihr Diener ich bin —
Mein Herz, o Maria, brennt ewig zu dir —
In Liebe und Freude, o himmlische Zier.

— Amen —

Zentralfriedhof, Gruppe 48 B

Der 18. August 2004 ist ein kühler Sommertag. Ich stehe – begleitet von Ilse, meiner damaligen Gefährtin – inmitten des Wiener Zentralfriedhofes, mit seinen Ausmaßen von 2,5 km² der zweitgrößte Europas, am Rande der Gräbergruppe 48 B mit einem Blumenstrauß in der Hand. Für den „Unbekannten Soldaten“ existieren Grabmäler auf den verschiedensten Plätzen der Welt, doch für den „Unbekannten Vater“, meinen Vater, gibt es keines. Denn die Armengräber, heute als Sozialgräber bezeichnet, wie jene in der ehemaligen Reihe 19, werden von der Friedhofsverwaltung nach 10 Jahren eingeebnet.

Die Vorstellung, dass in dieser Wiese, unter der vor 25 Jahren sein Körper und jene anderer bestattet wurden, irgendwo tief vergraben schon lange vermoderte Überreste liegen, mutet seltsam an. Denn ich stehe am Rand einer von Gräsern und Wiesenblumen bewachsenen Fläche, etwa so groß wie ein Fußballfeld. Umsäumt von Bäumen – Linden, Eichen und Ahorn – und Stille. Nichts ist da, was an ihn erinnern könnte. Und so kommt mir der Blumenstrauß in der Hand jetzt deplatziert vor.

Was soll ich mit den Blumen machen, wo soll ich sie hinlegen? Warum habe ich sie überhaupt besorgt? Das fehlende Grab scheint der Endpunkt meiner Suche nach ihm, dem Vaterphantom. In Wahrheit war er irgendwo und für mich nirgendwo – im Leben und auch jetzt auf diesem weitläufigen Areal.

Schließlich lege ich den Blumenstrauß unter einen Baum. Und dann beginnt es mich zu schütteln. Tränen fließen nun in ein inneres Gefäß, das gleichzeitig so tief wie leer ist – eine Leere, die in mir immer schon da war. Franz Paul, meinen unbekanntem Vater, mit dem Blumenstrauß zu ehren, ist vielleicht doch eine schöne Idee. Deshalb bin ich ja hierhergekommen. Pure Trauer zu erleben – und dies erstmals nach mehr als 20 Jahren der Suche –, war nicht beabsichtigt, und doch empfinde ich sie als sehr heilsam.

Das Paradoxon wird mir erst jetzt bewusst, wenn ich diese Zeilen schreibe: Die Abwesenheit einer Person besteht nicht nur im leeren, unbesetzten Platz. Sie hat etwas mit mir gemacht. Lange Zeit in der Familie tabuisiert, war der Erzeuger Franz Paul durch seine Absenz von meinem Leben abgespalten. Und doch war er – im Untergrund – präsent: Nicht nur, weil ich seine Gene habe. Die sichtbare Ähnlichkeit muss meine Mutter ja wahrgenommen haben; doch niemals hat sie dies angesprochen.

In meinem Leben scheine ich ihm in manchen Entscheidungen, in bestimmten Handlungen gefolgt zu sein. Habe ihn, den Abwesenden, den Unbekannten, unbewusst in mein Inneres hineingenommen und seine Wege in gewissen Bereichen auf eine nicht erklärbare, nahezu mysteriöse Weise kopiert. Gottseidank nicht in jeder Hinsicht. Mein Vater war ein Außenseiter. Er war mutig und aufmüpfig, aber – das ist eine Zeitlang meinem Ego sehr zuwidergelaufen – als Gauner im ‚Häfn‘, um es wienerisch auszudrücken, und dazu noch ein Fall für die Psychiatrie. Zumindest nach den Anschauungen der damit befassten Institutionen in den 50er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

Mittlerweile hat sich die Haltung der Gesellschaft gegenüber sozial Unangepassten und Randgruppen zunehmend verändert. Die Erkenntnistiefe der damals amts handelnden Personen und Institutionen – vor allem seitens der Justiz – zweifle ich daher in etlichen Punkten an. Zu jener Zeit war in einigen österreichischen Behörden noch geistiger Nazi-Müll und gleichzeitig dessen Verdrängung vorhanden, und ganz sicher ein weitgehender Mangel an Einfühlung gegenüber Kriegstraumatisierten, wie meinem Vater. Zudem werfen meine Recherchen um die Geschichte von Franz Paul erneut ein Schlaglicht auf das Versagen der österreichischen Nachkriegsjustiz im Umgang mit Verbrechen und Tätern aus der Psychiatrie der NS-Zeit. Darüber werde ich noch berichten.

Natürlich bin ich in meiner Entwicklung nicht nur von der Abwesenheit meines Vaters, sondern von den vorhandenen Bezugspersonen meiner Kindheit geprägt worden. Das waren zu Beginn meine Großeltern und dann meine Mutter und mein Stiefvater. Auch wenn mir der Stiefvater kaum Zuwendung und emotionale Wärme gab, war meine Mutter, so gut sie konnte, für mich da. Ihre lebenspraktische Seite hat mir sicher geholfen, mit späteren schwierigen Situationen zurecht zu kommen. Und schließlich bin ich – über genetische und systemische Prädispositionen hinausgehend – auch ein eigener Mensch, mit Willenskraft und Entscheidungsfreiheit ausgestattet. Doch der Weg dahin war nicht einfach, erforderte Kraft. Und von den Irrwegen hin zu diesen stärkenden Elementen handeln die Geschichten, die ich in diesem Buch erzähle, auch.

Doch die beständige Liebe eines Vaters hätte ich – wie jedes Kind und jeder Junge – schon gebraucht, so wie ein Baum Wasser braucht, um zu wachsen. Weil sie aber nicht in dieser Form da war, bin ich anders gewachsen. Vielleicht musste ich, durch diesen Umstand bedingt, besonders tiefe Wurzeln entwickeln, um zum Wasser zu kommen? Ich erkenne, dass Teile von mir auf eine spezielle Weise und in eine spezielle Richtung gewachsen sind, vielleicht manche Triebe weniger gut wachsen oder mehr Pflege brauchen. Auf eine gewisse Weise sind viele Menschen „behindert“, die einen mehr, die anderen weniger – die einen körperlich, die anderen vielleicht seelisch. Wenn wir der Tiefenpsychologie glauben wollen, lebt jeder Mensch mit einem begleitenden „Schatten“. Dieser zeigt uns die Lernaufgaben unseres Lebens und die Möglichkeiten von seelischem Wachstum.

Vielleicht gefällt mir deshalb das Bild von diesen knorri- gen griechischen Gebirgsplatanen, die ich vor zwei Jahren gesehen habe, so gut: deren Wurzeln kriegen es tatsächlich hin, Steine mit einem ansehnlichen Gewicht – ich schätze mehr als 3 Kilogramm – in ihrem Wachstum in die Höhe mitzunehmen. Steine mit dem eigenen Gewebe zu umschließen, wie diese Bäume es tun, ist eine sehr organische Lösung! Vielleicht brauchen die Platanen sogar diese Steine, um sich festzuhalten oder überhaupt wachsen zu können?

Der Vater ist ein besonderer „Stein“ in meinem Leben. Mein „Stamm“ ummantelt diesen Stein und hat ihn in sein Wachsen hineingenommen.

Damals, vor 30 Jahren, als ich diese Suche zögerlich und vergleichsweise spät mit einer Anfrage an Standesämter

begonnen habe, war so eine Begegnung mit dem Vater am Zentralfriedhof völlig unvorstellbar.

Und dann taucht an diesem besonderen Vormittag in dieser sonnenbeschienenen Ecke der namenlos Bestatteten das „Es-ist-gut“-Gefühl auf. Gut auch, dass ich mit alldem nicht allein bin, als ich mit Ilse den Zentralfriedhof verlasse.

Doch vorher bemerke ich noch etwas, das mich seltsam berührt: Er, der sich selbst als Buddhist bezeichnete, war auf 48 B, unmittelbar neben dem angrenzenden Grundstück 48 A begraben. Auf 48 A befindet sich jetzt der buddhistische Friedhof.

Mein Vater hatte sich tatsächlich eine Religion ausgedacht; skurril jedenfalls, wahnhaft nach psychiatrischen Kriterien. Er war in Personalunion Prophet und einziger Anhänger. Leichname spielten darin eine besondere Rolle.

Und so beginnt die Geschichte über meinen Vater und die Suche nach ihm passend an der Endstation: Am Wiener Zentralfriedhof, mit seinen buddhistischen und nicht-buddhistischen Verstorbenen, mit den Gräbern für die Armen, für die Verkannten und für die Verbannten. So, wie mein Vater eben war.

Vater-Archäologie

Gab es neben dem Gefühl von basaler Entlastung nach herausfordernden Berufsjahren noch einen weiteren Umstand, der mich ausgerechnet in diesem 2004er Jahr bewogen hat, neben der Kontaktaufnahme mit meiner Halbschwester noch andere Fäden des Vaterthemas aufzugreifen? Ich hätte es ja nach dem „Schön träumen“-Urlaub in Portugal gut sein lassen können und mich weiterhin mit dem begonnenen Hobby der Malerei zu beschäftigen, was mir wirklich Freude bereitete.

Es hätte auch genügt, mich weiter ehrenamtlich im österreichischen Unterstützungsverein für ein in Südindien, in Kerala, beheimatetes Sozialprojekt zu engagieren. Das alles hatte mir ja viel Sinn vermittelt, besonders als ich bei der Finanzmittelbeschaffung für den Bau eines Kinderheimes nach der Tsunami-Katastrophe im Dezember 2004 mitwirken konnte. Nachdem die Finanzierung des nächsten, mir besonders am Herzen liegende Nachfolgeprojektes angebahnt war, mit dem erstmals eine Gesundheitsbetreuung für Kinder aus den ärmsten Bevölkerungsschichten etabliert werden sollte, ließ ich mein aktives Engagement allmählich zu Ende gehen. Es war – trotz aller positiven Elemente – der vertiefte Einblick in die Strukturen in Indien, der autoritäre Umgang mit Kindern beispielsweise, der ihnen abverlangte Gehorsam in der Schule, in den Familien und letztlich auch im Kinderheim, der meine Zweifel größer werden ließ und die mich letztlich davon abhielten, mich weiter aktiv zu betätigen.

Doch es dauerte noch einige Zeit, bis ich das Indien-Engagement definitiv loslassen konnte. Das Gespür für noch „Fehlendes“ in meinem Leben zeigte sich hingegen schon früher. Als ich mit meiner Vater-Explorationen begann, verfügte ich über kein Konzept und hatte auch keinen Plan. Es war wohl Eingebung, Intuition oder etwas Ähnliches; scheinbar aus dem Nichts tauchten in mir Ideen zur Recherche und zum Auftun neuer Informationsquellen auf. Je stärker mich diese Energie des Forschens bewegte, umso offenkundiger wurde es, dass es für mich auf diesem Gebiet noch etwas zu tun gab!

Und die Träume jener Zeit waren wohl die Vorboten des Potentials, bei günstigem Wind seelisch Festgezurrtes lösen zu können und scheinbare Untiefen zu überwinden. Nun ging es tatsächlich darum, dem Vater-Tabu, dem Verborgenen, endgültig den „Schleier von Unwissenheit“ abnehmen zu können. Was nicht bedeutete, dass die so recherchierte Geschichte meines Vater so einfach zu nehmen gewesen wäre.

Die Information meines Halbbruders über den Aufenthalt meines Vaters in der Psychiatrie war mir als sehr prägend in Erinnerung. Und es gelang mir nun tatsächlich, einen Zugang zum Archiv der ehemaligen Nervenheilanstalt „Gugging“ verschaffen. Ich kann mich noch an die Gefühle im August dieses Jahres erinnern: Wie aufgeregt ich war und gleichzeitig konzentriert, als darum ging die archivierten Patientenakten zu kopieren!

Dann wechselte ich im schnellen Durchblättern der Dokumente in einen Zustand von Aufgewühltheit: „Vollentmündigt“ – so im damaligen Rechtsjargon – war mein Vater 1957 in die Anstalt „Gugging“ eingewiesen

worden, wo er bis 1964 blieb. Alles, was mir diesbezüglich wesentlich schien, kopierte ich aus seiner umfangreichen Patientenakte: Polizeiprotokolle, Gutachteräußerungen, Arztberichte, Gerichtsbeschlüsse, aber auch die zahlreichen Eingaben meines Vaters um Entlassung. Nun hatte ich bekommen, was ich wollte!

Doch das Wissen um den Besitz dieser Unterlagen genügte mir vorerst, um dieses Konvolut an Papieren in einem Ordner abzulegen. Es war „harter Stoff“. Denn er dokumentierte eindrucksvoll sowohl den Wahn und die Unangepasstheit meines Vaters, als auch die Haltung der Psychiatrie und der Justiz im Umgang mit Menschen mit dem Kennzeichen psychischer „Abnormität“ zu jener Zeit.

In diesem Ordner gab es dann auch noch reichlich Platz für Dokumente anderer Herkunft. Wie jene Daten der Sozialversicherung über die Arbeits- und Pensionszeiten meines Vaters, die ich anforderte und mit einigem Nachdruck auch bekam. Und dann gab es noch die Daten, die ich von der Informationsstelle für Angehörige der ehemaligen deutschen Wehrmacht in Berlin angefordert hatte und diese – penibel aufgeschlüsselt nach Einsatzorten – auch bekam: Mit der Erkennungsmarke 399-2/L.Art.Ers. Abt. 262 war er ab November 1940 dem Feldlazarett 1/522 der 12. Armee im Osten und am Balkan zugeteilt; dann selbst an Lungenentzündung erkrankt, danach ab Oktober 1942 in der motorisierten Feldgendarmerie-Abteilung 521 in Russland eingesetzt und danach im März 1943 durch einen Artillerie-Geschoß-Splitter verwundet. Dann wurde er in der Sanitäts-Kompanie in den verschiedenen Kriegsetappen von Heeres-Bataillons an der Ost-Front, zuletzt als

Sanitäts-Obergefreiter eingesetzt. Im Mai 1945 wurde er gefangengenommen. Knapp endet der Bericht zur Kriegsgefangenschaft mit dem lapidaren Vermerk „keine Unterlagen“.

Und plötzlich taucht die Erinnerung an ein Gespräch mit dem Halbbruder auf: Er, der Vater, kommt nach weniger als einem Jahr aus der Kriegsgefangenschaft zurück und spricht einigermaßen gut russisch. Und dann war noch diese Geschichte, die sich in einem sowjetischen Militärposten abgespielt haben soll. Den hätte er im besetzten Nachkriegs-österreich mit der Absicht aufgesucht, sich vom diensthabenden Offizier das Sowjetparadies erklären zu lassen. Doch dort bleibt er nicht lange. Denn auf Anforderung des Kommandanten sei er dann sehr rasch von der Polizei abgeführt worden.

Was seine Arbeitsverhältnisse betraf, war mein Vater nach den Daten der Sozialversicherung äußerst unstet. Er arbeitete öfters als Kellner oder im Hotelgewerbe, als Nachtportier beispielsweise, in allen Betrieben jedoch mit extrem kurzen, tageweisen Beschäftigungszeiten. Vor dem Krieg wird er wohl anderen nicht versicherten Tätigkeiten nachgegangen sein, denn die Sozialversicherungsdaten wiesen Arbeitsverhältnisse von nicht mehr als vier Monaten aus. Davon war er tatsächlich drei Monate bei der Donauschiffahrt. In den Jahren nach seiner Heimkehr aus dem Krieg war er weder als Arbeiter, noch als Angestellter beschäftigt. Seine Arbeitsverhältnisse beginnen erst im Jahr 1963 nach seiner Entlassung aus der Psychiatrie: Von da an bis zum Bezug einer Invaliditätspension im Jahr 1974, also in 11 Jahren insgesamt, kam er auf 89 – sage und schreibe

neunundachtzig – Arbeitsverhältnisse!! Es scheint bei dieser Anzahl wenig Restaurants und Hotels in Wien gegeben zu haben, in denen er, wenn auch nur tageweise, nicht gearbeitet hatte. Nur beim Österreichischen Wachdienst hatte es ihn ein paar Monate gehalten, und sogar drei Monate waren es beim Oberlandesgericht. Mit dieser Beschäftigung hatte er mit der späteren Bezeichnung „Justizzusteller in Ruhe“ nicht einmal Hochstapelei betrieben! „Mensch, Vater“, dachte ich mir angesichts dieser Verhältnisse. „Wie hast du das geschafft, so zu leben? Und vor allem – wovon und warum auf diese Weise?“

Das alles gab den Anschein, als wäre mein Vater darauf angewiesen gewesen, seine existenziellen Bedürfnisse als eine Art Tagelöhner zu decken. Die Arbeitgeber müssen sich damals ja auch etwas dabei gedacht haben? War es sein eloquentes Auftreten oder waren Arbeitskräfte so knapp, dass niemand es wagte, nach Zeugnissen zu fragen?

Mich mit der Psychiatrie- und Justizgeschichte, mit diesem Chaos im Leben meines Vaters auseinanderzusetzen, erzeugte einen unangenehmen, wenn auch nicht klar zu beschreibenden Widerhall auf der Gefühlsebene.

„Wozu mache ich das? Muss oder soll ich das alles wirklich wissen? Weshalb nehme ich es auf mich, diese extremen Tiefen, auch wenn er mein Vater war, im Detail zu recherchieren? Gab es bitte auch Höhen in seinem Leben?“

Während Sprösslinge anderer Väter, aus guten Verhältnissen – so simpel malte ich mir das aus – dankbar und ehrfurchtsvoll die väterliche Verlassenschaft entgegennehmen, sei es in Form einer satten Erbschaft oder in einem geistigem Vermächtnis, als geehrter Wissenschaftler oder

mit einer sonstigen öffentlichen Anerkennung versehen, hatte ich geradezu das Gegenteil davon in Händen: Väter als Nobelpreisträger, epochale Künstler und Staatsmänner sind zugegeben eher die Ausnahme, und auch Kinder so herausragender Männer berichten nicht immer Respektables über deren Rolle als Väter. Doch der Vater, mit dem ich noch dazu nie Kontakt hatte, offenbart sich nun als Außenseiter, als ein von Wahnvorstellungen Getriebener!

„Gemeingefährlich“ sollte er auch noch gewesen sein, nach dem – heute doch eher fragwürdigen – Verständnis der Gerichte zu jener Zeit. Nein, es ging dabei nicht um direkte Aggression, um physische Gewalt gegen andere Menschen etwa, sondern um eine Kombination „überwertiger“ Ideen – sprich religiösem Wahn – mit mehr oder weniger kleinen Betrugsdelikten. Für jene Angehörige des Justizapparates, die den Vater als Gefahr für die Allgemeinheit nach allen Regeln rechts- und mustergültig entmündigten. Franz Paul damit rechtlich auf die Stufe eines Siebenjährigen stellten und ihn immerhin auf die Dauer von sieben Jahren in die Psychiatrie verfrachteten – ein lebenslanger Aufenthalt wäre durchaus auch in deren Sinn gewesen. Basierend auf den Daten und Dokumenten, die ich im Archiv des Krankenhauses vorfand, waren es für den damals zuständigen Richter am Bezirksgericht Korneuburg offenbar nicht schwierig, mittels Beschluss meinen Vater unter Kuratel zu stellen und ihn so seiner Freiheit zu berauben. Selbst einen Einspruch einzulegen war ihm damals verwehrt.

2004 war also das „Wendejahr“, in dem ich jene Unterlagen aus dem Archiv holte, die die einschneidenden Geschehnisse im Leben meines Vaters dokumentierten. Das

war auch der Spätsommer, in dem ich zum Zentralfriedhof ging, um ihm und seinem Grab einen Besuch abzustatten, welches es – wie sich herausstellte – nicht mehr gab. Und so erwies sich auch seine letzte Ruhestätte als Phantom. An dem Nirgendwo-Ort, auf der Wiese der Parzelle 48 B im Wiener Zentralfriedhof legte ich – symbolisch – den besagten Blumenstrauß für ihn unter einen Baum.

All diese Eindrücke, Offenbarungen und Details aus dem Leben des Vaters erzeugten in mir Gefühle von Erschöpfung. Auch weil die von den Institutionen verwendete Amtssprache Widerwillen hervor rief. Denn diese war zweckorientiert, funktional für die involvierten Vertreter der Staatsgewalt, nämlich Polizisten, Psychiater und Richter, und ich kann die verwendeten Sprachmuster implizit auch als gewaltorientiert ansehen. Denn sie machte den Menschen zu einem Objekt. Und allen psychiatrischen Diagnosen zum Trotz waren sie sicher nicht ausreichend, ja sogar ungeeignet, einen Mensch in seiner Ganzheit zu beschreiben. Geschweige denn ihn in seiner Würde zu begreifen und diese zu wahren.

Es ging ja genau um das Gegenteil: Ihn – den Außenseiter – seiner Würde zu entkleiden. Speziell die in den Ausfertigungen des Gerichtes, die im Entmündigungsbeschluss verwendete Sprache beispielsweise, ist diesbezüglich verräterisch. Sie deutet darauf hin, dass die Menschenverachtung des NS-Regimes in den Köpfen jener Vertreter der Justiz, mit denen mein Vater in den 50er Jahren zu tun hatte, noch einige Zeit nachgewirkt hatte. Gleichzeitig wurde mir klar: Wahrscheinlich von seinen als Sanitäter im Krieg erlittenen Traumata gezeichnet, zeigte er sich als Sonderling, der in

seinem Tun von einer Energie angetrieben wurde, die ihn angreifbar machte.

Und – nach der Sichtung dieser Unterlagen reichte es mir ... das alles musste ich ja auch innerlich verarbeiten! Ich entschied mich für die im Moment sinnvoll erscheinende Option: dieses „Zeugs“ in einem Ordner abzulegen und auf den richtigen Zeitpunkt zu warten, etwas damit zu tun. Ach ja, und auf ihre Bitte gab ich den Ordner meiner „neuen“ Schwester auch zu lesen. Sie gab ihn mir ein paar Wochen später zurück. Ihr Kommentar – Kopfschütteln!

Vater, der Unheilige

Was hatte mich nach dieser ersten Recherchephase auf die Idee gebracht, nun auch damit zu beginnen, in Zeitungsarchiven zu stöbern? Es war seine eigenartige „Religion“, die in mir die Idee beförderte, vielleicht über Medien noch mehr über das spätere Leben von Franz Paul in Erfahrung zu bringen.

Tatsächlich wurde ich in einem Archiv des KURIER fündig. Doch die Berichte über meinen Vater waren tatsächlich niederschmetternd. Nie hätte ich erwartet, dass sie mich so um Fassung ringen ließen: „Betrüger sammelte für sich statt für Tiere“ – Juni 1975; „Falscher Präsident ließ das Sammeln nicht – Untertitel „Gericht ließ ihn vor vier Monaten laufen, aber ...“ – Oktober 1975. Und auch im Oktober 1979 ließ er noch von sich hören: „Betrug im Namen Buddhas – Ein pensionierter Amtsdienstler gab sich als Missionschef aus.“

Mein Vater wurde im Alter von 60 Jahren, also lange Jahre nach seinem Zwangsaufenthalt in der Psychiatrie, noch einmal als Betrüger auffällig! Und dies gleich mehrere Male, wie eben der KURIER als eine sehr häufig gelesene Boulevardzeitung einigermaßen detailliert berichtete. Gleich mehrmals wurde er verhaftet. Zuletzt, weil er obskure Schriften als „Schutzprogramm zur Krebsbekämpfung“ um damals 9 Schilling (!) mittels eines Verteilernetzes auf öffentlichen Plätzen und in Cafés verhöckerte. Noch dazu – wie es in der Abendausgabe dieser Zeitung vom 13. Oktober 1979 zu lesen war – mittels unsinniger Wortkombinationen und wirrer Appelle, die unter anderem die „Schließung und Beendigung aller Arten von Schlachthöfen und Friedhöfen“ forderten.

Zwei Jahre davor – so der Bericht – war er, weil als unzurechnungsfähig erklärt, freigelassen worden und nun erneut verhaftet. Es wurde ihm vorgeworfen, mit diesen Traktaten mittels auf Bahnhöfen angeheuerter Zettelverteiler zwischen 20.000 und 30.000 Schilling im Monat kassiert zu haben. Sein Buddha-Missionshaus wurde überdies als eine desolante Zimmer-Küche-Wohnung im 10. Wiener Gemeindebezirk beschrieben, in der die Polizei Hunderte Schriften und immerhin 32 verschiedene Stempel sicherstellte. Der am häufigsten benutzte: „Justiz Zst. i.R.“ – Ach ja!

Und, ach Gott – dieses Zeugs!! Alles schon bekannt aus seinen Jahren in der Psychiatrie. Was ist in ihm vorgegangen? Was hatte ihn zu diesen irrwitzigen Geschichten bewogen, entweder als selbsternannter Tierschutzpräsident oder als Abgesandter des Dalai Lama Geld zu sammeln und

es auf diese Weise in seine Tasche umzuleiten? Und – noch einmal – was machte das mit mir?

Es war ungläubiges Staunen, dann – Scham und Enttäuschung! Zwar keine, die mich ganz tief absacken und in einen Orkus von Verzweiflung stieß. Mein Vater war ja noch immer kein konkreter Mensch, sondern ein Phantom für mich. Kann mich jemand, der mich offenbar kurz nach meiner Geburt zum letzten Mal zu sehen bekam, so tief enttäuschen? Und doch spürte es sich desillusionierend und traurig an. Denn diese Geschichte berührte nun meine eigene Identität und zu diesem Zeitpunkt noch dazu die Frage: Wäre es nicht wirklich besser gewesen, die Finger von all diesen Vaterrecherchen gelassen zu haben?

Und überdies werden Menschen, deren Väter in der Psychiatrie oder im Gefängnis waren, vielleicht Gedanken haben, die meinen folgenden nicht unähnlich sind: „Jeder Mensch hat eine Schattenseite. Wieviel von Außenseitertum und Asozialem ist auch in mir? Gut, mir ist es mehr als einmal schon schlecht gegangen, und depressive Phasen habe ich auch schon erlebt! Als Jugendlicher habe ich gelegentlich geklaut, vor allem meinem Stiefvater Geld aus der Brieftasche, als er mir das ohnehin mickrige Taschengeld wegen Rauchens strich. Ja, und am Sonntag habe ich auch schon gelegentlich zu wenig in die Zeitungs-Büchse geworfen, weil ich kein Kleingeld dabei hatte. Aber das ist doch – vergleichsweise – nichts! Was machte einen Menschen wie meinen Vater zum Kriminellen, zum wirklichen Außenseiter? Gewalterfahrungen und Kriegserlebnisse? Schlichte Geldnot oder eine Mischung von allem?“

Vater – auf ein Neues

Vor 12 Jahren etwa begann ich noch einmal an dem Rad der Vater-Archäologie zu drehen. Im Oktober 2009 kehrte ich aus einer längeren Auszeit, die mich zeitweilig sogar bis nach Brasilien geführt hatte, in meine Arbeit zurück. Tatsächlich gab es ja noch etwas zu tun für mich. Beim Landesgericht für Strafsachen in Wien bat ich um Akteneinsicht in die ehemaligen Strafakten meines Vaters, was mir auch ohne Zögern bewilligt wurde. So gab ich im Januar 2010 einige Hundert Euro aus, um Kopien aus den Akten der Strafverfahren meines Vaters, die sich in den Jahren 1975 bis 1979 im Grauen Haus abgespielt hatten, zu bekommen.

Diese Recherche erzeugte in mir eine noch komplexere Gefühlsmischung: Auf eine eigenartige Weise war ich bzw. vielmehr der Teil, der meinen Forscherdrang repräsentierte, befriedigt. Es war mir wichtig, alles zu bekommen, was an konkretem Material über meinen Vater aus der Zeit nach seinem langen Aufenthalt in der Psychiatrie erhältlich war. Mit der entsprechenden Legitimation wurden mir seitens des Gerichts auch keine Steine in den Weg gelegt, diese Unterlagen zu erhalten.

Gleichzeitig wurde ich erneut mit einem Gefühl von Desillusionierung konfrontiert, dem auch ein Geruch von Traurigkeit anhaftete. Was hatte ihn angetrieben? War es wirklich dieser Wahn oder nur eine besondere Masche, um an das Geld anderer Leute zu kommen? UND: ist diese Unterscheidung wirklich wichtig?

Der Vater könnte – so meine Schlussfolgerung – eine Strategie verfolgt haben, sein offenbar nicht ausreichendes

Einkommen aus einer Invaliditätspension aufzubessern, dies unter einem echten oder eben vorgetäuschten Wahn. Tatsächlich erhielt er etwa 4.500 Schilling monatlich, was 1979 zumindest zum Leben reichte. Doch wegen ausstehender Unterhaltszahlungen wurde ihm diese Pension gepfändet. Stand er so außerhalb der Gesellschaft, dass ihm das alles egal war? Die Vorstellung, andere so fadenscheinig und gleichzeitig auf so akribische Weise um ihr Geld zu erleichtern, hat etwas Abstruses. Sie erzeugt sogar den Anschein von fehlender Logik. Und so hört sich dieser innere Diskurs von damals an: „War mein Vater also doch ein Fall für die Psychiatrie? Krank oder nicht – für diese Geschichten ins Gefängnis zu wandern, war doch vorhersehbar! Die Hemmschwelle, es trotzdem zu tun, war bei ihm offensichtlich nicht sehr hoch. Erklärte sich diese kriminelle Energie aus seinen erlittenen Kriegstraumata oder kam sie doch von woanders her? Wie würde ich handeln, gesetzt, mein eigenes Einkommen aus der Pension reichte nicht zum Leben aus? Ich würde versuchen, eine Arbeit zu bekommen ... Na ja, auf eine gewisse Weise hat er ja auch gearbeitet, Listen erstellt, Flugblätter gebastelt, falsche Identitäten und falsche Stempel benutzt. Soll ich, muss ich ihn, den ich nicht einmal persönlich kannte, dafür verurteilen? Wie gehen beispielsweise andere, sozial integrierte Kinder mit dem Problem um, einen Vater zu haben, der im Gefängnis sitzt? So ein Dilemma löst sich ja nur auf durch Ablehnung der verurteilten Person oder durch Parteinahme, die den Täter zum Opfer einer Verschwörung, einer ungerichteten Justiz usw. macht ... ein dritter Weg dagegen wäre eine Haltung, die neben der offensichtlich kriminellen Tat auch den Menschen dahinter sieht und begreift ...“

PETER PRESSNITZ

Geboren 1953 als Peter Markus Paul auf der „Durchreise“ in Linz. Studium der Betriebswirtschaftslehre in Innsbruck; 20 Jahre als Spezialist für Steuerrecht in internationalen Großunternehmen tätig.

2007 universitäre Fortbildung für Sozial- und Bildungsmanagement + 2008 Ausbildung zum Trainer für Gewaltfreie Kommunikation nach M. Rosenberg + 2010 Multiplikatoren-ausbildung „Demenz Balance“ für Pflegekräfte und Angehörige + 2020 Ausbildung zum Trainer für Focusing nach E. Gendlin im Verbund mit „The International Focusing Institute“, New York.

Veröffentlichungen:

Warum eigentlich ist die Gewaltfreie Kommunikation gewaltfrei?
auf gewaltinfo.at (Bundeskanzleramt);

Wirtschaft entdeckt Erfolgsfaktor Gefühl – Soft skills für härter werdendes Business auf wertemanufaktur.at;

Prosatexte, teilweise erschienen auf story.one.

Mehrjährige Arbeit am Buchprojekt *Halber Vater, ganzer Sohn*.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien